

# Richmonder Anzeiger.

Redigirt und herausgegeben von B. Hassel, Ecke der Broad- und 5ten Straße.

2. Jahrgang.

Richmond, Va., Sonnabend, den 24. November 1855.

No. 26.

The German "RICHMOND ADVERTISER",  
B. HASSEL, Editor and Proprietor,  
Is published every Saturday, at \$3 per Annum,  
payable in advance. Terms for Advertisements  
reasonable.  
OFFICE: CORNER BROAD & 5th STREET.

## Bedingung n.

Der „Richmonder Anzeiger“ erscheint jeden Samstag und wird den resp. Abonnenten ins Haus gebracht. Der halbjährliche Abonnements-Preis beträgt \$1.50, welcher nach Empfang der ersten Nummer entrichtet werden muß. — Auswärtige Abonnenten belieben den Betrag an den Herausgeber (Vetter Vor 675) gefälligst einzulisten. — Briefe und Mittheilungen werden francoirte erbeten. — Anzeigen und Bekanntmachungen aller Art werden unter folgenden Bedingungen aufgenommen: Einmalige Einrückung eines Squares (10 Zeilen oder weniger bilden einen Square) 50 Cts., zweimalige Einrückung 75 Cts., und für jedes weitere Mal 25 Cts.; für einen Monat \$1.00, für zwei Monate \$1.75, für drei Monate \$2.50, für sechs Monate \$4.00. Größere Anzeigen werden verhältnißmäßig berechnet und finden hierbei die resp. Abonnenten besondere Berücksichtigung. — Anzeigen können bis um 7 Uhr des vorhergehenden Tages, an dem die Zeitung erscheint, eingefandt werden.

## Die Vaterländer.

Von Th. Hiescher.

Wo seid Ihr her? Ich komm' von Bremen.  
Was für ein Landmann? Bin ein Sach! —  
„Ich von Hannover!“ spricht ein Ackerer,  
Mit Haaren gelb, wie gold'ner Flachs.  
Und Ihr? „I bin a Vater! Sogt mer,  
Gibt's in dem Lande do a Bier?“  
D ja! Doch wer seid Ihr, mein Lieber?  
„Ich bin ein preussischer Unt'ross'ler!“

Woher des Weges? „A Wirtaberger,  
No Cincinnati will mer bil!  
Es ischt a Schand, wie mir's ischt ganga,  
Ka Knöpfle han i noch gest!“

Woher Gevatter? „Komm' von Hessen,  
Ich hielt es dort nicht länger aus.  
Die Bayern haben's Land gestrichen,  
Und Hasenflug hält übel Haus!“

Sind keine Deutsche da? „I glaub' net;  
I bin a Böhmer; Mannheim ischt  
Mei Heimath.“ Seid Ihr auch von daber?  
„I si von Würzburg, wenn Ihr's wischt.“

Es sind sie! Wussten nicht zu finden  
Ihr großes, schönes Vaterland;  
Sie kommen aus den Vaterländern,  
Von Deutschland; kommt nur, wer verdammt!

(Für den „Anzeiger“ geschrieben.)

## Die verunglückte Probepredigt.

Humoristische Erzählung von F. Spilling.

(Fortsetzung.)

Der Conrector war mit den beiden Mädchen unter-  
deß unten in der Stube im besten Zuge, und trippelte  
auf seinen kurzen Beinchen von der Einen zur Anderen,  
immer von dem kühnen Vorzuge gefaselt, Herminen  
einen Kuß zu rauben, ohne daß er den Muth zur Aus-  
führung gefunden hätte. Da dachte er durch List weiter  
zu kommen. Er habe ihr etwas heimlich ins Ohr zu  
sagen, flüsterte er zuckersüß, und erhob sich auf die Fuß-  
spitzen und spitzte das Mündchen. Sie bog sich gutmüthig  
zu ihm herab. In diesem Augenblicke trat Lise mit dem  
Kaffeegeschir herein. Neben ihr schob Monarch in die  
Stube und mit einem Sege auf Hermine los, für die  
er stets eine besondere Zuneigung an den Tag legte,  
die sie willig erwiderte. Der Conrector versperrte dem Hunde  
den Weg, erhielt einen Stoß von ihm und trat mit  
einem Fuße zurück. Dadurch gerieth ihm Monarch zwi-  
schen die Beine; er fiel zurück, sah einen Augenblick  
rittlings auf dem großen Thiere, wurde aber im näch-  
sten von ihm abgeworfen und schlug im Fallen der un-  
terdessen herbeigekommenen Lise das Kaffeegeschir aus  
den Händen, so daß die Kanari, ihren braunen Inhalt  
ihm auf das gelehrte Haupt ausleerte und die Tassen  
zerbrechend in der Stube herumwurzelten. Allgemeines  
Zetergeschrei war die nächste Folge dieser Zertrümme-  
rung, wobei sich vorzüglich Lisen's kräftige Stimme aus-  
zeichnete. Als der kaffegetauchte Schulbespot sich auf-  
raffte, stand die Tante und der Jäger Mar vor ihm.  
„Der verdammte Hund!“ schrie der Rector fast weinend,  
denn er dachte daran, daß er nun auch ein neues  
Kaffeegeschir werde kaufen müssen.

„Nichts als Unglück stiftet das abscheuliche Thier an,“  
keifte die Tante. Emma lag auf dem Sopha und wollte  
sterben vor Lachen; Hermine trocknete das Haupt des  
Conrectors mit einer Serviette ab, und Mar jagte den  
Hund hinaus. Hätte Lise nicht bräutliche Hoffnungen  
im Herzen gehegt, sie würde den größten Karm gemacht  
haben; so aber schmolte sie nur ein wenig, las die Tas-  
sen, Kannen und Scherben auf und kehrte in die Küche  
zurück, um frischen Kaffee zu kochen. Die Mädchen er-  
zählten dem Jäger das neue Unglück; die Tante trat  
ans Fenster und dachte des neuen Glückes, das ihr aus  
der über ihrem Kopfe gerade jetzt stattfindenden Unter-  
redung erwachsen würde. Niemand bemerkte sich um  
den getauften Mann, und doch hatte in ihm Herminens  
zarte Hand eine Minute vorher beim Abtrocknen die  
seltsamen Empfindungen geweckt. In dieser Stimmung  
sagte er einen raschen und kühnen Entschluß.

„Ich muß Gewissheit haben!“ sagte er zu sich selbst,  
nahm die Thür in die Hand und stieg die Treppe hin-  
auf, um seinen Freund, den Pfarrer aufzusuchen. Er  
wollte gerade auf die Thür losgehen, als ihm der dort  
postirte Advocat schilddachenmäßig ein „Halt!“ entgegen-  
rief.

Der Conrector schrak zusammen. „Was soll das be-  
deuten? Was haben Sie mir zu befehlen?“ fragte er  
sich selbst zum barbschen Ton anstachelnd und sich in die  
Brust werfend.

„Eh! Sie hier eintreten, komm' ich. Ich habe mich  
erst gemeldet, habe also den Vortritt vor Ihnen,“ ver-  
setzte der Justizcommissar, der des Conrectors Absicht  
errath. Nun begriff auch dieser schnell, was Jener für  
ein Geschäft mit dem Pfarrer habe.

„Das sind Rächerlichkeiten,“ sagte er, achselzuckend,  
„ich habe mit dem Pfarrer zu reden und werde mich von  
Ihnen nicht daran hindern lassen.“

„Doch so lange, bis ich mit ihm geredet, Ich habe  
unbestreitbar das Vorrecht, weil ich früher dagewesen  
bin. Und wenn Sie mich beleidigen, so müssen Sie mir  
als Mann von Ehre Satisfaction geben, oder ich hänge  
Ihnen einen Injurienproceß an, der Ihnen hundert  
Thaler und mehr kosten soll.“

Der Conrector erstarrte ob dieser fürchterlichen Dro-  
hung. In diesem Augenblicke ging die Thür auf; der  
Candidat trat verstört heraus, und der Pfarrer war im  
Begriff, ihm zu folgen. Der Justizcommissar schob ihn  
aber mit Büchlingen wieder hinein und zog die Thür  
hinter sich dem bekümmerten Philosophen vor der Nase zu.

„Rechtster Herr Pfarrer,“ begann der Rechtsge-  
lehrte grinsend, „es kann Ihnen nicht verborgen geblie-  
ben sein, daß ich Ihre Fräulein Tochter stark in Affec-  
tion genommen habe. Ich erfreue mich des Wohlwol-  
lens Ihrer Frau Schwester, und führe ihren Proceß zu  
ihrer größten Zufriedenheit. Ich habe eine starke Praxis  
und mein gutes Auskommen, so daß ich Frau und Kind  
meinem Stande gemäß unterhalten kann. Die Jung-  
gesellenwirtschaft wird mir auf die Dauer unbequem,  
und wenn Sie mir die Hand Ihres Kindes geben, um  
die ich hiermit bitte, so werde ich mit ihr den schönen  
und beglückenden Eheband schließen.“

„Sind Sie des Herzens meiner Tochter schon gewiß,  
Herr Justizcommissar?“ fragte der Pfarrer ernst und  
feierlich.

„Ich bin kein Fant, Herr Pfarrer, der hinter dem  
Rücken des Vaters einen Liebeshandel mit der Tochter  
anspinnt. Wenn Sie mir Ihr liebes Kind zusagen,  
hoff' ich die Liebe desselben schon zu gewinnen.“

„Wenn Ihnen das gelingt, so hab' ich nichts gegen  
Sie, Herr Justizcommissar. Werden Sie mit Herminen  
einig und mein Segen soll Ihrem Herzensbündniß nicht  
fehlen.“

„Die besten Ehen werden die, wo die Liebchaft nach  
der Hochzeit beginnt. Es wäre mir lieb, wenn wir auf  
diesem frohen Pfingstfest auch unsere Verlobung feier-  
ten, und dann in wenigen Wochen eine Doppelhochzeit  
— Ihre Frau Schwester mit dem Herrn Pfarrer Schein-  
che, Hermine mit mir.“

„Das war' wirklich schön,“ versetzte der Pfarrer läch-  
elnd. „Nun, wie gesagt, werben Sie um Hermine, das  
Andere wird sich dann finden.“

Der Justizcommissar war mit dem Resultate dieser  
Unterredung nicht ganz zufrieden. Er hätte lieber ge-  
sehen, wenn ihm der Pfarrer das Mädchen gleich fest zu-  
gesagt hätte; denn seine Schulden waren groß, und  
seine Gläubiger sungen nachgerade an unruhig zu wer-  
den. Doch sah er ein, daß er sich mit des Pfarrers Er-  
klärung begnügen müsse, und mit neuen Büchlingen ge-  
wann er die Thür. Draußen trippelte der Conrector  
noch herum, warf dem Advocaten einen halb giftigen,  
halb furchtsamen Blick zu, und wollte gerade durch die  
Thür schlüpfen, als ein großes Geschrei und Gelächter  
auf dem Hofe ausbrach und ihn und den Pfarrer schnell  
ans Fenster lockte.

Der Candidat wagte sich nach dem, was er vom  
Pfarrer gehört, nicht in die Stube, sondern trat in gro-  
ßer Befangenheit in die Küche, wo ihn Lise mit wonne-  
strahlendem Antlitz und den schönsten Redensarten, die  
sie austreiben konnte, empfing. Die Haushälterin wurde  
ordentlich poetisch bei seinem Anblick. Sie nannte ihn  
einmal über das andere ihren „lieben“ Herrn Candida-  
ten, zupfte ihm das Halsstuch zurecht, gab ihm ein Kläp-  
schen auf die Backe, und schenkte ihm die erste kräftigste  
Tasse Kaffee ein, während sie ihm unter Lachen des Con-  
rectors neues Unglück erzählte. Der gute Candidat ließ  
sich alle diese Zärtlichkeiten gefallen, und zeigte sich um  
so empfänglicher dafür, je weniger er sich erinnern konnte,  
daß eine weibliche Hand sich jemals so viel mit ihm zu  
schaffen gemacht habe. Es ward Herrn Scheinche wieder  
wohl in der Küche, und deshalb blieb er da und plande-  
rte mit der gesprächigen Lise; ja wer wüßte, ob er  
nicht endlich noch zu der Einsicht gekommen wäre, die  
junge Köchin passe immer noch besser zu einer guten  
Pfarrersfrau, als die alte Tante, wenn nicht ein in sei-

nen feindseligen Angriffen unermüdeliches Schicksal mit  
geschärften Waffen auf sein ahnungsloses Haupt losge-  
stürzt wäre. (Fortf. folgt.)

## Die Deutschen in Virginien.

III.

Schon früher (1655), ehe jene Überbleibsel der großen  
Auswanderermasse, welche auf der Schwarzehaube bei  
Pondou so große Noth erleiden mußten, nach Vir-  
ginien kamen, und gleichsam den Kern der deutschen  
Kolonisten und Ansiedler hier selbst bildeten, hatten die  
Virginier, — nach der Erzählung Löh's — sich wenig  
um die Feindseligkeiten und die engherzige, nationalische  
Furcht und Eifersucht der englischen Regierung beküm-  
mend, die Holländer und alle Fremden zu freiem Han-  
del eingeladen. „Auch gewährte der Staat Virginien —  
schreibt Löh in seinem Buche weiter — den deutschen  
Einwanderern besondere Vorrechte. Das führte manche  
Deutsche in das Land, und noch fortwährend kamen ein-  
zelne Schiffe mit deutschen Ansiedlern nach Virginien.  
Im Jahre 1743 landete ein Schiff mit deutschen Ein-  
wanderern in Hamptonroad; von 200, die an Board  
gewesen, waren 160 unterwegs gestorben. Die deutschen  
Pennyplanter aber machten sich mit vielen ihrer in  
Philadelphia noch ankommenden Landleute nach den  
fruchtbareren Aedern auf, welche die Mitte des Staates  
durchziehen. Eine große Anzahl der jetzt blühenden  
Städte Virginien sind von Deutschen angelegt, wie  
Stephensburg oder Newtown im Fredericksbezirk 1732  
von Peter Stephens und Jost Heit, — Shepherdstown  
im Jeffersonbezirk 1762 von Dberst Schäfer (Sheperd)  
und deutschen Handwerkern. Letztere Stadt hatten die  
Ansiedler anfänglich „Necklenburg“ genannt. An beiden  
Seiten des Massanutten oder Spigberg (Peeked Moun-  
tain) füllten die Deutschen nach und nach all die schö-  
nen Thäler in einem Raume von sechzig Meilen derma-  
ßen an, daß dieser Landstrich eine unvermischte deutsche  
Bevölkerung erhielt. Weiter hinaus in den Bezirken  
von Augusta und Rockbridge waren die Schotten und  
Irländer vorherrschend, obgleich sich auch mit und unter  
ihnen die Deutschen zahlreich ansiedelten. Die deutsche  
Kirche zu Bindlesher im prächtvollen Shenandoathale  
ist eine der ältesten im Lande. Im Jahre 1734 bestan-  
den im nördlichen Virginien schon vier lutherisch deutsche  
Gemeinden, und 1735 ging einer ihrer Prediger mit  
einigen Gehilfen, wahrscheinlich aus dem Madisonbezirk,  
nach Deutschland und sammelte dort an 3000 Pfund  
Sterling, um Kirche, Pfarre und Büchersammlung für  
seine Gemeinde einzurichten. Auch in Virginien — wie  
in allen anderen englischen Provinzen — sollten die  
deutschen Gemeinden an die Regierung eine Abgabe zum  
Besten der englisch-bischöflichen Geistlichkeit zahlen, und  
erhielten nur auf dringliche Bemühungen das Ver-  
sprechen, daß 600 Pfund davon an ihre eigenen Kirchen  
zurückbezahlt werden sollten.“

Vor dem Unabhängigkeitskrieg hatte sich die deutsche  
Bevölkerung in Virginien auf etwa ein Drittel, sowie  
die Gesamtzahl der Deutschen in den Staaten auf  
etwa ein Drittel der Bevölkerung gehoben.

Nach diesen wenigen und kurzen Angaben über die  
ersten deutschen Einwanderer in Virginien kommen wir  
endlich auf jene Epoche zu sprechen, welche einzig und  
allein in der Geschichte dasht und der Hälfte des größ-  
ten Welttheiles faßt, die unter der Regierung einer  
selbstthätigen Krämmerregierung als Colonien dem Mut-  
terlande sich beugte, die Unabhängigkeit und Freiheit  
verschaffte. Große Ereignisse treten nie ohne weit in die  
Vergangenheit zurückreichende, vorher stattgefundene  
Ursachen und stattgehabte Ereignisse ein. Solches war  
auch bei dem Unabhängigkeitskrieg Amerika's der Fall.  
Und, ohne von unserem Thema weit abzuweichen, müssen  
wir doch kurz die Behauptung beweisen, daß die starke  
Einwanderung der Deutschen mit zu jenen Ereignissen  
gezählt werden darf, und daß der Freiheitsgeist der deut-  
schen Einwanderer mit unter besagte Ursachen haupt-  
sächlich gezählt werden kann. Hören wir, was Löh  
hierüber schreibt.

„Die Grundsätze der amerikanischen Selbstherrschafft  
wurden von den Deutschen schon erklärt und versprochen,  
ehe die Engländer an die Verwirklichung derselben dach-  
ten. Es bestand ein großer Unterschied zwischen ihrer  
und ihrer englisch sprechenden Mitbürger Denkartart  
in politischen Dingen. Die Engländer waren in der  
Anhänglichkeit an England und seine Regierungsweise,  
und noch mehr in der Treue gegen den König erzogen.  
Was ging aber die Deutschen England an, was hatten  
sie mit den regierenden Herren zu schaffen? Sie hatten  
in England kein Vaterland, und der englische König  
war ihnen ein fremder Mann. Sie waren nicht wie die  
Engländer von ihrem Vaterlande mit dem Bewußtsein  
weggegangen, unter seiner Regierung zu bleiben, son-  
dern sie hatten die Freiheit gerade gesucht. Ihnen wa-  
ren die Beamten, welche die englische Regierung herüber-  
schickte, um so widerwärtiger, weil dieselben zugleich  
Fremde waren. Was von England kam, mußte ihnen  
verhaßt erscheinen, weil es ihnen vorgezogen wurd.

„Denn,“ wie Franklin vor dem Parlamente sagte, „ge-  
borne Engländer werden in Amerika stets mit besonde-  
rer Achtung behandelt.“ Ein Alt-Engländer zu sein,  
war an sich eine achtungswerthe Auszeichnung und gab  
in Amerika eine Art von Rang. Man hatte nicht bloß  
Achtung, sondern eine liebende Zuneigung zu England,  
und war für seine Geseße, Gebräuche, Sitten und Mode  
eingenommen.“ Dagegen fühlten sich die Deutschen als  
Fremde und zogen sich eben deshalb recht in ihr deut-  
sches, dem Englischen feindliches Wesen zurück. Des-  
halb wirkten auch alle die Ursachen, welche die amerika-  
nische Unabhängigkeit hervorriefen, bei den Deutschen  
am frühesten und am stärksten. Außerdem aber ist dem  
Engländer eine gewisse Lehenstreue angeboren, und es  
fällt ihm schwer, sich von ihr loszumachen; denn Eng-  
land war recht eigentlich das Land der Lebensgewalten  
gewesen; noch jetzt bezeugt der Engländer dem Lord eine  
Art von Ehrfurcht, und wenn dieser auch noch so ein-  
fältig ist. Der Deutsche denkt mehr, deshalb ist er  
auch mehr Republikaner: bei ihm war das Gefühl der  
Lehnsabhängigkeit niemals, der Druck aber, welcher durch  
seinen Gegensatz die Freiheit erzeugt, so stark gewesen,  
als bei dem Engländer. Die Nichtigkeit dieser Bemerk-  
ungen bestatigen zwei Reisende: Der spätere amerika-  
nische Feldherr Kals war 1767 vom französischen Hofe  
abgesendet, um die Amerikaner gegen England aufzu-  
reizen. Trotz seiner Thätigkeit und Klugheit sah er aber  
keinen Erfolg und erklärte: Die Amerikaner hingen mit  
glühender und tiefgewurzelter Ergebenheit an ihrem  
Mutterlande, und man müsse erkennen über die gedan-  
kenlose Thorheit, mit welcher England dies Gefühl miß-  
handelte. In einem Pariser Kaffeehause sei hundertmal  
mehr Begeisterung für die amerikanische Revolution, als  
in allen dreizehn vereinigten Provinzen von Amerika.“

Wie schwer hielt es nicht auch später, daß die eng-  
lischen Amerikaner trotz aller Mißhandlungen, die sie von  
England erfahren, sich mit dem Gedanken vertraut mach-  
ten, den Gehorsam aufzugeben. Nicht um die Unabhän-  
gigkeit, sondern um die Freiheit von willkürlicher Be-  
steuerung zu erstreben, griffen sie zu den Waffen, und  
hätten am Ende Washington zu ihrem König gemacht,  
wenn er der Mann dafür gewesen wäre. Das Bewußt-  
sein von der Nothwendigkeit, die Staaten von England  
loszulösen, reifte zuerst in den Nichtenglischen. Zwanzig  
Jahre vor dem obigen Ausbruche von Kals bemerkte  
der gleich ihm scharfsichtige schwedische Reisende Balm  
im Jahre 1748: „Die nichtenglischen Ansiedler, die  
Deutschen, Holländer, Franzosen, hätten der Regel nach  
keine besondere Anhänglichkeit an Alt-England. Sie  
am meisten fühlten sich durch die Beschränkungen belä-  
stigt, welche England dem Handel und Gewerbe Nord-  
Amerika's auferlegte. Nicht allein die in Amerika Ge-  
borenen, sondern gerade die Eingewanderten hätten ihm  
gesagt: Die Colonien würden in dreißig bis fünfzig  
Jahren im Stande sein, für sich selbst einen Staat zu  
bilden, gänzlich unabhängig von Alt-England.“

Hinzuzusetzen erlaube ich mir ferner noch ein wahr-  
haft schönes Lob, das der Geschichtschreiber unseren  
Vorfahren in Amerika verleiht.

Einmal sagt er, daß das deutsche Volk unter allen  
anderen Völkern allein keinen Theil am Sklavenhandel  
gehabt, daß die in Amerika eingewanderten Deutschen,  
wo immer sie sich in Sklaven haltenden Staaten ange-  
kauft und niedergelassen hatten, vor Allem die mit den  
Gütern überkommenen Sklaven frei gaben, oder nur  
Land unter der Bedingung käuflich erwarben, daß der  
Verkäufer mit seinen Sklaven weiter ziehen mußte.

Und zweitens schreibt er, daß die Deutschen auch ge-  
gen die Indianer sich hilfreich und gerecht bewiesen.  
Sie vermischten sich zwar nicht mit ihnen wie die Fran-  
zosen, aber sie behandelten sie ehrlich und nannten sie  
nicht gottverfluchte Heiden, wie es die Engländer thaten.  
Die wilden Stämme hatten daher auch zu den Deut-  
schen ein besonderes Zutrauen. (Fortf. folgt.)

## Bunter.

Der jüngste Tag. — In einem Hamburger  
Banquierhause waren drei Brüder angestellt, welche den  
Namen Tag führten, und von denen der jüngste Kaffi-  
rer war. Einmal erschien ein Fremder, um Geld in  
Empfang zu nehmen. Der Buchhalter bat ihn Platz zu  
nehmen, denn er müsse warten, bis der jüngste Tag  
käme.

— Die verweisselten Spieler in der Welt sind doch  
wohl die Chinesen. Ein Correspondent aus Kalkornien  
berichtet darüber, daß sie nicht bloß mitunter ihre Wei-  
ber verspielen, — das ginge noch an, da hierbei oft ge-  
nug der Gewinner am schlimmsten wegkommen dürften  
— sondern sogar, wenn sie weiter nichts mehr auf das  
Spiel zu setzen haben, ihre Finger. Wenn sie auf diese  
Weise spielen, haben sie ein Weichen auf einem Blode  
neben sich liegen, und sobald sie verloren haben, hauen  
sie sich selbst den Finger ab und überreichen ihn galant  
dem Gewinner, stecken den blutenden Stummel in hei-  
ßes Öl, wodurch die Wunde kauterisirt wird, und spie-  
len, um ja keinen Augenblick zu verlieren, weiter.